

Versöhnung mit der Natur?

Anfragen an gottesdienstliche Texte des Alten Testaments (Ps 8 und 104).

1. Von wann datiert die Entzweiung zwischen Mensch und Natur? Ist sie mit der Menschwerdung des Menschen entstanden? Geht sie auf einen – zufälligen, unglücklichen, tragischen – Sündenfall zurück? Wie haben altisraelitische Bauern, Handwerker, Beamte, Theologen den Zwiespalt empfunden, der für uns in einem globalen Sinn lebensbedrohende Dimensionen angenommen hat? Gibt es in dem alten Buch unserer Glaubensväter Hinweise auf eine Konfliktlösung? Zeigen sie uns gangbare Wege zu einer Überwindung der Feindschaft, zu einer Versöhnung der Natur, zur Wiedergutmachung angerichteter Schäden auf? Diese und andere Fragen richten wir speziell an liturgische Texte des Alten Testaments. Wo anders als im Gottesdienst Israels sollten Existenzprobleme des Menschen zur Sprache kommen?

2. Das Alte Testament enthält erstaunlich wenig Texte, die ausdrücklich über die Geschöpflichkeit des Menschen, sein Verhältnis zur Mitkreatur, seine Verantwortung für die natürliche Umwelt, die wechselseitigen Gefährdungen und Agressionen reflektieren. Nur einmal wird das Verhältnis zu einem Tier, zur Schlange, direkt als Feindschaft (*'ēbah*) bezeichnet (Gen 3,15). Hier und da erscheint das gespannte Gegenüber zur Natur wie selbstverständlich als Hintergrund menschlichen Lebens. Doch es wird kaum thematisiert. Alttestamentliche Zeugen reden mit Leidenschaft von den sozialen und politischen Beziehungen unter den Menschen, so in den Geschichtsbüchern und Prophe-

tenschriften. Naturbeobachtungen sind, wenn wir die entsprechenden Texte überhaupt so einstufen können, die Ausnahme: eine göttliche Instruktion für den Bauern (Jes 28, 23–26), ein kalendarischer Hinweis auf »das Erdbeben« (Am 1, 1), sensible Schilderungen der leidenden Kreatur in Dürrezeiten (Hos 4, 3; Jer 14, 5f; Joel 1, 17–20), Gleichnisse von Zeder und Dornbusch (Hes 17; Ri 9, 8–15). Selbst die weisheitlichen Schriften enthalten wenig verobjektivierende Naturbeschreibung. Dabei war die sogenannte Listenwissenschaft im Alten Orient hoch im Schwange. Wie bewerten wir diese grundlegenden Sachverhalte? Hat Israel sich noch naiv eingebunden gefühlt in ein integrales geschöpfliches Dasein? Hat es sich im Gegenteil emanzipiert von polydämonistischen oder polytheistischen Bindungen zur Natur? Hat Jahwe als ein naturüberlegener Geschichtsgott eventuell solche Abkehr von der geschöpflichen Umwelt bewirkt? Ist das Alte Testament darum eine Dokumentensammlung für Geschichtstheologen und Sozialethiker, aber kaum eine geeignete Lektüre für ökologisch beunruhigte Zeitgenossen?

3. Dennoch: Die relativ wenigen Stellen des Alten Testaments, Passagen der Urgeschichte, des Hiobbuches, des Predigers Salomo, die bewußt den Menschen in seine mitgeschöpfliche Umwelt stellen, zeigen ein hohes und dem unseren vergleichbares Problembewußtsein. Die alttestamentlichen Zeugen teilen es durchaus mit den Nachbarvölkern: In einem breiten Strom mythischer Überlieferungen ist der Mensch das Wesen, das -- in tiefer, unauflöslicher Abhängigkeit von seiner Umwelt -- dieser Umwelt immer wieder herausfordernd gegenübertritt und ihr Lebensmöglichkeiten abtrotzt. Das Gilgamesch-Epos ist dafür ein Beispiel. Den Heros hält es nicht in seiner Stadt Uruk. Mit Enkidu besiegt er im unkultivierten Zedernwald das Ungeheuer Huwawa. Dann gelingt es dem gottähnlichen König von Uruk die Pflanze zu finden, deren Genuß ewiges Leben gibt. Aber auf dem Rückweg frißt die Schlange das

Kraut. Gilgamesch bleibt sterblich. In den Nachklängen des Chaoskampfes im Alten Testament deuten sich noch ähnliche Motive an (vgl. Gen 1, 2ff; Ps 77; 114). Das menschliche, kultivierte Leben muß gegen die zerstörerischen Urgewalten erkämpft werden. Und es bedarf ständiger Verteidigung und Erweiterung seines Wirkungskreises. Die wilden Tiere sind Feinde, der Urwald hemmt das Leben (vgl. Jos 16, 18: »Wo der Wald ist, dort kannst du roden«). Wetter, Wasser, Plagen, Krankheiten stellen sich dem Menschen entgegen, und der Boden gibt die Frucht nicht freiwillig her (Gen 3, 19). Die in der Umwelt des Alten Testaments breit entwickelte magische und medizinische Literatur zeugt neben den mythischen Texten von der feindlichen Konfrontation zwischen Natur und Mensch. Jede Ernte ist auch ein Sieg des guten Gottes und der menschlichen Anstrengung über die Chaoskräfte.

4. In den gottesdienstlichen Texten des Alten Testaments – ich denke vor allem an die Psalmen – ist nun aber nicht nur von Kampf und Feindschaft zwischen Mensch und Umwelt die Rede. Die andere Grunderfahrung des Menschen, sein Abhängigkeitsbewußtsein, wird an einigen Stellen in einer fast paradiesischen Beschaulichkeit entfaltet. Hauptbeispiel ist der grandiose Ps 104: Er hat in einem ägyptischen Aton-Hymnus aus der Zeit des Echnaton ein inhaltliches Gegenstück. Gott wohnt hoch oben über der Urflut. Er hat die bewohnbare Erde dem Chaosmeer abgerungen; er hat die Welt bis ins kleinste weise eingerichtet und für jede Kreatur passende Lebensmöglichkeiten geschaffen (V. 10–24), so daß jedes Wesen sein Auskommen hat (V. 27f). Ja, selbst das Chaosmeer ist befriedet und dem Leben dienstbar gemacht (V. 25f), genauso wie jene Urfluten, die – zu Flüssen gebändigt – das Kulturland feuchten müssen (V. 10f). Der Mensch ist völlig in diesen wohlgeordneten Kosmos eingegliedert. Ihm kommt keinerlei Sonder- oder Herrschaftsstellung zu, nein, zusammen mit den anderen Kreaturen wartet er auf seine ihm zu-

gemessene Nahrung (V. 27). Es gehört ihm ein besonderer Lebensbereich, sein Haus, in dem er nachts geschützt ist und ausruhen kann. Die Wildtiere haben dafür ihre Höhlen, in denen sie tagsüber sicher sind (V. 22f). Denn der Tag ist der Zeitraum des Menschen: Hier kann er sich frei bewegen und seiner Arbeit nachgehen. Die Nacht soll unangefochten der Herrschaftsbereich der Wildtiere sein (V. 20). Es wäre vermessen, ja wahnsinnig, wenn der Mensch dem in der Dunkelheit auf Raub ausziehenden Löwen Konkurrenz machen wollte.

Die Ordnung des Kosmos beruht also darauf, daß die Lebensbereiche aller Lebewesen von Gott fein eingeteilt sind und allseitig respektiert werden. Jeder Übergriff würde die Ordnung stören. Darum ist Gott der Garant des Lebens, schafft er doch ausreichende Lebensmittel für alles, was Nahrung braucht. Der Mensch bekommt Brot, sogar Wein und Öl (V. 15) und auch sein Vieh wird wohl versorgt (V. 14). So empfangen alle Tiere, kleine und große, ihre Speise von Gott (V. 27), jedes in dem ihm zugewiesenen Bereich. Gefahr droht nur und zwar für alle Kreatur gleichmäßig, wenn Gott »sich abwendet«, d. h. die Pflege seiner Schöpfung unterbricht (V. 29); vielleicht ist dabei an die jährliche Trockenzeit gedacht. Schrecken und Tod sind die Folge. Abgesehen von diesem möglichen Störfaktor aber stehen wir vor einem wahrhaft imposanten Gesamtbild der Welt. Der Mensch nimmt darin einen unscheinbaren Platz *neben* seinen Mitgeschöpfen ein. Eine Idylle, wie sie nur in Überflußregionen entstehen kann? Wer garantiert denn de facto weltweit die ausreichende Versorgung von wachsenden Bevölkerungen? Wer hat denn die Macht, satte Menschen daran zu hindern, aus Zeitvertreib und Abenteuerlust in andere Lebensbereiche einzubrechen, so wie jene Touristengruppen, die sich noch schnell durch den Amazonasurwald schleppen lassen, bevor er gänzlich vernichtet ist? Und wer wollte es den Hungernden in ärmeren Landstrichen als dem Niltal oder dem thailändischen

Reisbecken verdanken, wenn sie ihren Lebensunterhalt in geschützten Reservaten anderer Geschöpfe suchen? Ist so gesehen das Modell eines eingeteilten, befriedeten, wohlversorgten Kosmos nicht eine schreckliche Utopie?

5. Wenden wir uns wieder dem anderen Modell zu, nach dem der Mensch nicht in den Kosmos eingegliedert ist, sondern ihm als Kämpfer und Herrscher gegenübersteht. Auch diese Grunderfahrung spiegelt sich in den Psalmen. Im achten Psalm ist der Mensch zunächst derjenige, der Gott preist (V. 2f), genau wie in Ps 104. Dann aber stellt er sich betrachtend und abwägend vor den ganzen Kosmos: »Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk . . .« (V. 4). Die andersartige Position des Ich gegenüber der geschöpflichen Welt führt sofort zur Identitätskrise. »Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkst?« (V. 5). Welchen Stellenwert und welche Funktion, welche Lebensmöglichkeiten und Verantwortlichkeiten hat denn dieses Wesen, das Mond und Sterne taxierend ins Visier nimmt? An manchen anderen alttestamentlichen Stellen folgt auf die beklemmende Frage nach der Rolle des Menschen eine Demutsaussage: Der Mensch ist ein Nichts, eine bedrohte, gebrochene, fehlerhafte und darum auch unglückliche Kreatur (vgl. Ps 144, 4; Hiob 7, 17–21; 15, 14–16; auch Hiob 14, 12). In Ps 8 allerdings treten Designationen auf, die den Atem verschlagen. »Es fehlt ihm wenig, und er wäre Gott«; »Macht und Glanz hast du ihm verliehen« (V. 6). »Du läßt ihn über deine Geschöpfe herrschen«; »Alles hast du ihm zu Füßen gelegt« (V. 7). Hoheitsaussagen auf der Linie des priesterlichen Schöpfungsberichtes (vgl. bes. Gen 1, 26–28)! Der Mensch ist die Krone der Schöpfung, Jahwes Vizeregent auf Erden! Er hat das Recht und die Pflicht, die anderen Kreaturen unter seinen Willen zu zwingen und für sich auszunutzen. Die in Gen 1 und Ps 8 gebrauchten Verben des Herrschens enthalten meiner Ansicht nach nichts von der Hege- und Pflegeaufgabe, die der Mensch nach Gen 2, 15 im Paradiesesgarten hat. Sie strot-

zen vielmehr von Machtbewußtsein. Gen 9, 2 ist der folgerichtige Kommentar zum Herrschaftsauftrag: »Furcht und Schrecken vor euch komme über alle Lebewesen«. Die Umwelt ist Gegner, Feind, der überwunden werden muß, damit der Mensch Lebensmöglichkeiten gewinnt. Und dieser Feind wird mit großer Geste besiegt. Er wird dem Menschen »unter die Füße gelegt«, d. h. zur absoluten Verfügung gestellt. Man hat besonders in diesem Zug eine Entlehnung aus der altorientalischen Königsideologie oder/und den Anfang der abendländischen Degradierung der Natur zum bloßen Konstruktionsmaterial des homo faber sehen wollen. An beiden Interpretationen ist etwas Wahres, doch treffen sie beide nicht ganz den Sachverhalt. Wir müssen beharrlicher nach den Entstehungsbedingungen des Herrschaftsmodells im Vergleich zum Integrationsmodell fragen. Treffen wir in Ps 8 auf die Mentalität von Leuten, die in regenabhängigen, wenig ergiebigen, überbevölkerten Regionen ums Überleben kämpften? Haben wir es mit ethnischen, kulturellen oder religiösen Sonderentwicklungen zu tun? Ohne jetzt auf die Naturgeschichte der menschlichen Aggressivität eingehen zu wollen, kann man doch so viel sagen: Wo der Mensch sich gegen eine feindliche Umwelt durchsetzen muß, oder wo er meint, sich ihr gegenüber durchsetzen zu müssen, kann man kaum mit seiner Sympathie für das niederzukämpfende Gegenüber rechnen. Dort wo der Kampf im Gange ist, gibt es kein Pardon, bis heute nicht. Der kolonisierende, konstruierende und sich seiner Macht bewußte Mensch fragt nicht nach der Existenzberechtigung seiner Umwelt, sondern entscheidet instinktmäßig für seine kurzfristigen Überlebensinteressen. Die bösen Langzeitfolgen sind ihm in der Kampfsituation nicht bewußt.

6. Die beiden widersprüchlichen Grunderfahrungen des antiken Menschen, gewonnen aus dem tagtäglichen Umgang mit der Natur und verdichtet in scheinbar einander ausschließenden Interpretationsmodellen, sind bis heute

nicht antiquiert. Sie bestehen unter veränderten Bedingungen fort. Wir wissen uns einerseits den übermächtigen Kräften der natürlichen Umwelt ausgeliefert und versuchen, uns nach Möglichkeit dem anzupassen – vielleicht nur vorläufig oder widerwillig –, was wir als naturgegeben zu erkennen vermögen. Wer seinen Garten bebaut oder ein Haus entwirft, hat die Bedingungen des Wetters und des Bodens zu berücksichtigen. Wenn Hunderttausende vor einem Hurrikan evakuiert werden oder ein Arzt nur noch auf die natürlichen Abwehrkräfte des Körpers setzen kann, dann ist damit die Übermacht der Naturkräfte anerkannt. Ein Leben aus der radikalen Frontstellung gegen die Natur ist auch im 20. oder 21. Jahrhundert unmöglich. Auch in den kühnsten Phantasien der Biogenetiker läßt sich eine Grundergebenheit aufspüren, von der aus der moderne Mensch sehr wohl seine Hymnen auf die Schöpfung singen könnte. – Andererseits hat sich der Kampf gegen die Kräfte, die dem menschlichen Fortkommen im Wege zu stehen scheinen, so sehr verschärft, daß man von einem qualitativen Sprung sprechen kann. Die Entfremdung zur Natur ist in dem Maße gewachsen, wie der Mensch aufgrund seiner technisch-zivilisatorischen Entwicklung Machtinstrumente von überaus großer Reichweite in die Hand bekam. Andere Faktoren wie Bevölkerungswachstum, Verstädterung, allgemeine Säkularisierung haben das Ihre dazu beigetragen, daß wir heute an einem kritischen Punkt angelangt sind, den unsere alttestamentlichen Zeugen noch nicht vorausahnen konnten. Die natürliche Umwelt kann jetzt in jedem Moment vom menschlichen Widerpart den tödlichen, nicht mehr reversiblen Schlag empfangen. Während der Kampf ums Überleben im Alten Orient nie auf diesen selbstmörderischen Endsieg des Menschen ausgerichtet war, sondern immer Lebenschancen für den Menschen eröffnen sollte, rückt die Totalniederlage der Natur jetzt in den Bereich des Möglichen und Wahrscheinlichen. Arten sterben aus,

Flüsse kippen um, Wälder gehen zugrunde, die Luft wird zum Giftgas, die Meere werden zu Kloaken, die Wüsten wachsen in aller Welt.

7. Versöhnung mit der Natur, Versöhnung der Natur: Ist das das Gebot der Stunde? Jede Herrschaft kann leicht in Willkür und Gewalt ausarten. Das wußten schon die alttestamentlichen Väter (vgl. Gen 3, 16; Lev 25, 43–46; 1 Sam 8, 10–18). Die im Herrschaftsmodell vorausgesetzte Feindschaft zwischen Mensch und Natur war kein Idealzustand. Auch dies erkannten sie gelegentlich und sehnten sich nach einer Heilung des Bruches in einem neuen Gottesbund (Hos 2, 20) oder träumten von dem Wolf, der friedlich beim Lamm wohnt, dem Löwen, der Stroh frißt und dem Kind, das mit der Giftschlange spielt (Jes 11, 6–9). Undenkbar für uns ein solcher denaturierender Friedenszustand! Aber wie könnte Versöhnung nach unserem heutigen Erfahrungs- und Wissensstand aussehen?

Das Integrationsmodell des 104. und das Herrschaftsmodell des 8. Psalms haben eins gemeinsam: Beide erkennen menschliches Leben im Rahmen der Schöpfung als gottgewollt an. Damit ist aber die typisch menschliche Existenzweise zu Lasten der Mitkreatur grundsätzlich sanktioniert (vgl. Gen 9, 1–7). Jede menschliche Aktivität zur Sicherung des eigenen Überlebens ist Eingriff in bestehende Ordnung und Gewalt gegen existierendes Leben, auch das Tagewerk des Bauern, der nachts dem Wild einen Freiraum beläßt. Wo der Mensch auch auftaucht, und in je größerer Zahl er erscheint, verändert er die Landschaft, drängt konkurrierende Mitkreatur zurück und gestaltet für sich eine dienstbare Umwelt nach seinem Ermessen. In dieser schicksalhaften Auseinandersetzung mit der Natur kann uns Ps 104 lehren, daß alle Geschöpfe ein göttliches Anrecht auf Leben und abgegrenzten, ausreichenden Lebensraum haben. Ps 8 hingegen, von heute her gelesen, weist uns auf die gottgegebene Mitverantwortung für die Umgestaltung der Welt hin. Leider ist in der Geschichte

der westlichen Zivilisationen das Integrationsmodell des 104. Psalms so gut wie vergessen und der verabsolutierte Herrschaftsgedanke des 8. Psalms rücksichtslos in den Vordergrund geschoben worden. Vor wenigen Wochen fragte ich Bauern im Neusiedlungsgebiet des brasilianischen Bundeslandes Mato Grosso, ob es denn wirklich richtig und notwendig sei, den Wald radikal abzuschlagen und zu verbrennen. Meine Frage stieß auf sehr wenig Verständnis. »Wenn wir hier durchkommen wollen, muß das Land produzieren«, sagte man mir. Wie gehabt! Versöhnung mit der Natur, Wiedergutmachung schon angerichteter schwerster Schäden, und schließlich: eigenes Überleben werden nur möglich, wenn wir entschlossen das Integrationsmodell aller Lebewesen und der ganzen Schöpfung in den Vordergrund rücken und die Herrschaftsaussagen des 8. Psalms in ihre Schranken weisen. Damit ist gleichzeitig gesagt, und das müßte in einem neuen Gesprächsgang mit den alttestamentlichen Texten erwogen werden: Nach Ps 104 kann die friedliche Koexistenz aller Lebewesen nur gelingen, wenn ihre Versorgung mit den elementaren Bedarfsgütern gewährleistet ist. Das heißt: Eine gerechte Verteilung der Lebensmittel, eine schonende Nutzung der Rohstoffe, eine Begrenzung des Bevölkerungswachstums, die Schaffung von ausreichenden Reservaten für bedrohte Pflanzen und Tiere, eine allgemeine Abrüstung und Entgiftung der Welt, und zahlreiche ähnliche Maßnahmen, die der Erhaltung des Gesamtlebens auf der Erde dienen, sind unabdingbare Voraussetzungen für die Versöhnung des Menschen mit der Natur und das Überleben der Schöpfung.